

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 46

Rubrik: Der Rorschacher Trichter : Nebelspalter-Beilage mit Glossen, Possen, Skizzen und Witzen von Werner Wollenberger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Nr. 23

Werner Wollenberger

Die Glosse:

Operette ohne Operette

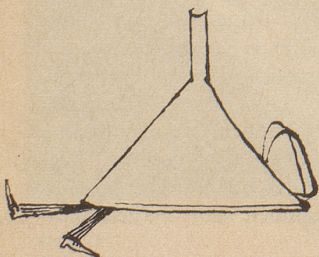
Eins ... zwei ... drei ... vier ... fünf ... sechs ... sieben ... acht ... neun ... zehn ...

Sie entschuldigen, ich habe nur rasch auf zehn gezählt, denn mein Vater hat mir gesagt, ich solle das tun, bevor ich einem großen Zorne Luft mache. Nur eine Wut, die bei zehn noch ebenso stark und frisch wie bei eins sei, habe ein Anrecht darauf, abregiert zu werden. Bitte sehr, ich will ein guter Sohn und ein guter Mensch sein und sogar noch ein bißchen weiterzählen:

Elf ... zwölf ... dreizehn ... vierzehn ...

Es hilft alles nichts. Es muß heraus. Muß es wirklich?

Fünfzehn ... sechzehn ... siebzehn ... Wenn ich es mir recht überlege, bin



ich eigentlich ganz selber schuld. Ich hätte ja nicht gehen müssen. Wohlmeinende Freunde hatten mich immerhin eindringlich genug gewarnt. Sie hatten mir versichert, daß ich mich woanders billiger langweilen und fast überall gleich gut schlafen könne. Trotzdem ging ich wieder einmal in das Stadttheater Zürich ...

Achtzehn ... neunzehn ... zwanzig ... einundzwanzig ...

Sie spielten nämlich «Kiss me Kate», was zu deutsch «Küß' mich Käthchen» heißt und ein sogenanntes Musical ist.

Das aber ist etwas Amerikanisches und außerdem nur ein Vorname. Der ganze Name heißt «musical comedy» und beweist, daß es sich hier um eine musikalische Komödie handelt, also um ein heiteres Stück, das von singenden Schauspielern zu spielen ist. Oder notfalls von schauspielerisch begabten Sängern, wovon es in allen europäischen Ländern vielleicht zwölf-einhalb gibt ...

Natürlich existieren für das Musical tieferschürfende Definitionen, als diese hier. Eine recht brauchbare gibt das Programmheft des Stadttheaters Zürich selbst. Sie lautet:

«Das Musical gibt uns im Sinne Offenbachs das unmittelbare Erleben unserer Zeit in geistvoller Verbindung von Schauspiel, Gesang und Tanz wieder. Die oft diskutierte Erstarrung der Operette – durch das konventionelle Gefüge ihrer Szenenfolgen und der Schablonisierung ihrer Konflikte – versucht das Musical durch seine eigene Form zu umgehen und der leichten Kunst darüber hinaus ein anspruchsvolleres Niveau zu geben. Nicht Fürstlichkeiten von gestern, sondern Menschen von heute erleben ein gegenwartsnahes Schicksal, geführt von einer unbeschweren Musik, in der das Getriebe und die Hast, aber auch die Sehnsucht unserer Zeit aufzuklingen scheinen.»

Das tönt einleuchtend und gut und wenn sich mein Besuch von «Kiss me Kate» im Stadttheater Zürich auf die Lektüre des Programmheftes beschränkt hätte, wüßte ich jetzt vielleicht ungefähr, was ein Musical ist. Leider habe ich mir aber auch noch die Aufführung angesehen, und so ist es mir durchaus schleierhaft, was ein Musical kann und will, denn ich habe keineswegs an einer Sache teilgenommen, die mir «das unmittelbare Erleben unserer Zeit in geistvoller Verbindung von Schauspiel, Gesang und Tanz» vermittelte, sondern ganz schlicht und einfach an einer der schlechtesten Operetten-Aufführungen, an einer der peinlichsten, ungepflegtesten und ...

Zweiundzwanzig ... dreiundzwanzig ... vierundzwanzig ...

Dabei ist das Stück selber schlechthin bezaubernd, was auch nicht gut anders möglich ist, denn es besitzt einen sehr berühmten und zwei ganz gut bekannte Autoren. Der erstere ist ein gewisser William Shakespeare, und die beiden anderen sind Sam und Bella Spewack, ein amerikanisches Schriftsteller-Ehepaar, das so reizende Stücke wie «Boy meets girl» und «Under the Sycamore-Tree» geschrieben und im Falle von «Kiss me Kate» den hübschen Einfall gehabt hat, einer Aufführung von Shakespeares «Der Widerspenstigen Zähmung» die Geschichte der beiden Hauptdarsteller parallel laufen zu lassen. In dieser geht es nun um das haargenau gleiche Problem wie bei Shakespeare: Der Hauptdarsteller muß die widerspenstige Hauptdarstellerin zähmen, damit sie a) weiter auftritt und b) wieder als seine Frau zu ihm zurückkehrt. Das ist doch sehr lustig, nicht wahr?

Und nun gehen Sie hin und schauen Sie sich an, was die in Zürich daraus gemacht haben.

Fünfundzwanzig ... sechszwanzig ... siebenundzwanzig ...

Blue Pearls
Der Unterschied zwischen der Operette und Blue-Pearls!
 im Blue-Pearls-Bad fühlen Sie sich wohl ...
 Blue-Pearls, das Schaum- und Schönheitsbad in den lustigen Spielzeug-Schiffchen und in der originellen Sechser-Packung.
 Til Duc, Inc., New York
 Generalvertretung: Parfa SA., Zürich

Es beginnt gleich zu Beginn ... Wenn man das Theater betritt, ist der Vorhang bereits schon hochgezogen und man kann in Muße die erste Dekoration betrachten. Das ist nicht gut für die Dekoration, denn sie ist von jener Art Bühnenmalerei, die man nicht kurz genug sehen kann. Die Frau, die sie geschaffen hat, dürfte bereits eine große Zukunft hinter sich haben. Ich könnte mir vorstellen, daß ihre Bilder im Jahre 1928 von einer gewissen Modernität waren, bezweifle aber stark, daß sie jemals jemandem gefallen konnten. Sie sind, ich kann es nicht anders sagen, die unglücklichste Verbindung von falsch-verstandenem Expressionismus und aufdringlichem Kitsch, die ich je im Theater einer größeren Stadt gesehen haben dürfte. Dazu kommen später Kostüme, die schon jedes für sich besonders ungut sind, in Verbindung mit den Bildern aber noch eine zusätzliche Scheußlichkeit bekommen.

Und das alles im Lande der besten Graphiker der Welt! In einer Stadt, in der es einen Max Bignens, einen Fritz Butz, einen Alois Carigiet, einen Häfelfinger, einen Müller-Brockmann, einen Barth gibt ... um nur diejenigen zu nennen, die bereits Theater-Erfahrung besitzen. Schüler der Kunstgewerbeschule hätten es besser gemacht ... Es ist ...



... es gibt
 paradisische
 Genüsse, die nicht
 verboten sind!

RESTAURANT FRANÇAIS
im PARADIES Basel

Falknerstr. 31 1.Et. E.Thoma Tel. 22 24 59

Achtundzwanzig ... neunundzwanzig ... dreißig ...

Apropos dreißig: Erinnerungen an 1930 tauchen anlässlich dieser Aufführung auch auf. Und zwar im Augenblick, in dem der Kapellmeister vor die Damen und Herren des Orchesters tritt und die ersten Takte der Ouvertüre herausfordert. Wenn man nicht gelesen hätte, daß diese Musik von einem der besten Schlager-Komponisten Amerikas, nämlich von Cole Porter ist, also glauben würde man das nie. Das klingt verzweifelt nach schlechtestem und erst noch antiquiertem deutschen Jazz, sofern es überhaupt nach Jazz klingt. Hauptsächlich klingt es nämlich armselig. Wobei ich sagen möchte, daß das weder gegen die Musiker noch gegen den Dirigenten geht. Die können es eben nicht und das ist schließlich verständlich. So wenig wie Lionel Hampton in der Lage sein dürfte, den «Zarewitsch» zu begleiten, so wenig gelingt es ihnen, die Musik des Amerikaners Porter zum Klingen zu bringen. Was sie spielen ist nichts als eine schnelle Einführung in die Bezirke hinterster Provinz ... Hinterste, dickste, schrecklichste, peinlichste Provinz ist dann aber vor allem auf der Bühne, wenn es losgeht, obwohl zunächst ein echter Neger erscheint. Dieser widerlegt bereits nach wenigen Takten die Ansicht, alle Neger seien musikalisch. Er ist es ausgesprochen nicht und das beweist er im Laufe des langen Abends noch einmal mit erstaunlicher Deutlichkeit, wenn er zu Beginn des zweiten Aktes eine Trommel zu rühren hat. Ich sage Ihnen, jeder gefärbte Basler hätte es besser gemacht ...

Das Stück hat natürlich auch Hauptrollen. Unter anderem eine weibliche. Reden wir nicht von ihrer Trägerin ...

Gegen sie ist der Hauptdarsteller ein genialer Schauspieler, und selbst die übrigen Darsteller sind (vergleichsweise) erträglich, obwohl sie es (absolut betrachtet) nicht sind, was eventuell am Regisseur liegt. Von diesem will ich nicht sprechen. Es würde juristisch erfaßbar. Ich sage nur soviel, daß er von einem Musical ungefähr so viel versteht, wie ein Scheibenwischer von der Relativitätstheorie, also relativ wenig ...

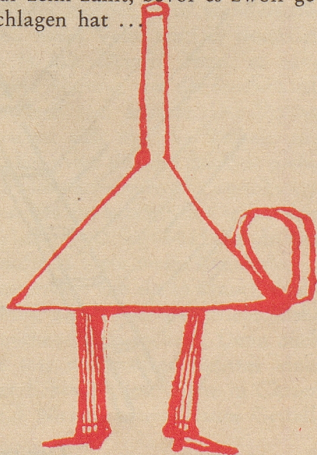
Zugegeben: Das ist massiv. Aber es war nicht anders zu machen, ich war zu wütend. Und zwar nicht, weil ich einen verlorenen Abend gehabt habe. Das kommt öfters vor, das macht weniger aus. Sondern: Da weiß männiglich, daß die Operette rettungslos vorbei ist.

Da weiß man, daß jedem Menschen, der auch nur ein Minimum an Gehirnwindungen besitzt, der Soldat

am Wolgastrand, der immer nur lächelnde Chinese, das Schwarzwaldmädchel und die Czardasfürstin ellenlang zum Halse heraushängen. Da weiß man ferner, daß sie in Amerika eine Operette ohne Operette, eben das Musical, gefunden haben. Und da gehen sie nun hin und holen dieses Musical herüber und spielen es mit den alten Mätzchen, den alten Kalauern, den alten Musikern, den alten Klamottenschauspielerinnen und den alten Sirup-Soubretten. Was dabei herauskommt ist dann schlimmer als jede Operette. Von denen weiß man wenigstens, daß sie nichts taugen. Von den Musicals weiß man das Gegenteil. Aber wenn nur noch eines in dieser Art gespielt wird, wird man auch an ihnen verzweifeln.

Das war Grund Nummer 1 meiner Erbitterung: Daß man eine neue Theaterform, die viele Möglichkeiten hätte, von Anfang an so in Mißkredit bringt und sie eventuell für lange Zeit unmöglich macht ... Grund 2 ist ein anderer: Seit Jahren jammern die Zürcher, die etwas davon verstehen, über ihr Stadttheater. Sie sagen, daß man nach Wien oder nach München zu fahren habe, wenn man eine gute Oper oder eine anständige Operette sehen wolle und haben damit erschreckend recht. Nur – geändert wird nichts. Dann und wann kommt ein neuer Direktor, das ist alles ...

So das wäre es! So leid es mir nicht tut, ich mußte einmal etwas sagen in dieser Richtung und zwar in der adäquaten Schärfe, denn mir ist, wie es in der liederlichen, schnoddrigen Uebersetzung von «Kiss me Kate» irgendwo heißt, «der Hut hochgegangen». Auf deutsch bedeutet das, daß mir der Kragen geplatzt, die Galle hochgekommen, der Faden der Geduld gerissen ist. Ich glaube mit Recht, denn ein Theater, das eine solche Aufführung herausbringen kann, hat keinen Anspruch mehr auf Schonung und auch keinen darauf, daß man auf zehn zählt, bevor es zwölf geschlagen hat ...



Wer schreibt, dem wird geschrieben. Manchmal zustimmend, manchmal ablehnend. Ich kann nicht oft genug betonen, daß mir beide Arten der Äußerung lieb sind. Meinungen, die der meinen parallel laufen, freuen mich selbstverständlich, weil sie eine Bestätigung sind. Ansichten, die sich gegen meine Auffassung einer Sache wenden, schätze ich als Diskussionsgrundlage. Außerdem bin ich der festen Meinung, daß auch Meinungen, die ich nicht teilen kann, immer noch besser sind als keine Meinung!

Geteilt waren die Meinungen über meinen Artikel gegen die Praktiken bei der Verteilung der für Marcinelle gesammelten Gelder.

Ich rekapituliere kurz, worum es ging:

Die internationale Sammlung für die Hinterbliebenen der Opfer von Marcinelle ergab einen Betrag von rund 15 Millionen Schweizer Franken. Diese Summe, die spontan gegeben wurde, kam nicht ebenso spontan zur Verteilung. In Belgien entschloß man sich, das Geld auf eine Bank zu tragen und nur in der Ratenform von Renten an die Betroffenen abzugeben. Das lag sicherlich nicht im Sinne der vielen Spender in den verschiedenen Ländern. Die hatten doch angenommen, daß mit ihrem Beitrag direkte Not direkt gelindert werde, während eine Rente für die Witwen und Waisen von Marcinelle Sache der Grubengesellschaft, der diversen Versicherungen und eventuell des belgischen Staates sei ...

So hatte ich, unbeleckt von höheren juristischen Erwägungen, kalkuliert. Herr Dr. F. O. in R. (r wie üschlikon), Rechtsanwalt, überlegte anders. Er schrieb:

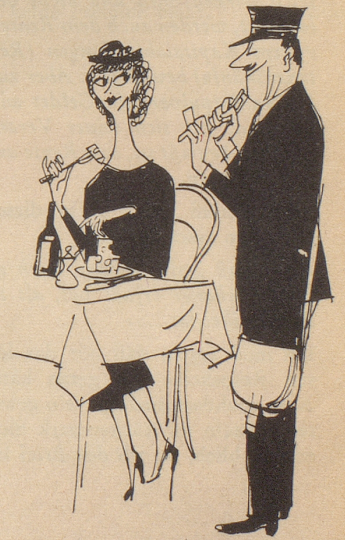
« Sie kritisieren, daß den Opfern von Marcinelle eine Rente statt eines Kapitals ausbezahlt wird. Diese Frage ist unter Versicherungsfachleuten, die ja auch etwas davon verstehen, praktisch eindeutig gelöst. »

Lieber Herr Dr. O., seien Sie mir nicht böse, aber ich muß hier schon zum erstenmale unterbrechen, um zu sagen, daß ich keineswegs leugnen möchte, die Versicherungsfachleute verstünden etwas von dieser Frage. Das ist keine Frage. Nur frage ich mich, ob es wirklich eine Frage für Versicherungsfachleute ist. Immerhin höre ich gerne Ihrer Begründung zu:

« Früher, d. h. vor dem Inkrafttreten der obligatorischen Unfallversicherung, galt das Haftpflichtsystem, das als Regel die Kapitalauszahlung kannte. Dabei mußte leider sehr oft festgestellt werden, daß durch Unfälle erheblich Geschädigte die ihnen zukommenden Kapitalien sehr häufig benutzten, um eine neue Existenz zu begründen. Sehr oft kamen dabei Berufe in Frage, von denen die Leute nichts verstanden. Deshalb verloren sie in sehr kurzer Zeit ihr Geld. Nachher fielen diese Leute der Armenfürsorge zur Last. »

Entschuldigung, hier muß ich schon wieder etwas zu Protokoll geben. Ich bin nicht der Meinung, daß diese Leute von Marcinelle jemals der Armenfürsorge zur Last fallen werden. Sie haben doch die Rente der Grubengesellschaft, des belgi-

17



Kondukteurs Selbstgespräch:

« Fein sieht sie aus und fein schmeckt sie, diese Käseplatte. Mit Recht heisst es: Käse ist eine Gaumenfreude! »

Verlangen Sie den gepflegten Käse auch auf ihrer Reise im Speisewagen.

Schweiz. Käseunion AG. ☛

schen Staates und der Versicherungen, nicht wahr?
Aber auch gegen diese Ansicht haben Sie ein Argument:

«Die gesetzlichen Fürsorgeleistungen sind in der ganzen Welt nicht so hoch, daß sie nicht noch eine Aufbesserung erforderten.»

Bitte sehr – es gibt Leute, die mir hin und wieder Zynismus vorwerfen. Vielleicht haben sie recht. Immerhin muß ich bemerken, daß mein Zynismus nicht so weit geht, anzunehmen, die belgische Regierung tue für die Hinterbliebenen der Arbeiter von Marcinelle nur das gesetzlich vorgeschriebene Minimum. Ich kann nicht glauben, daß es jemanden gibt, der so unanständig sein könnte. Weder in Belgien noch anderswo. Und wenn es ihn gäbe, dann wäre es besser, man ... (Satz durch ein einschlägiges Bibelzitat ergänzbar).

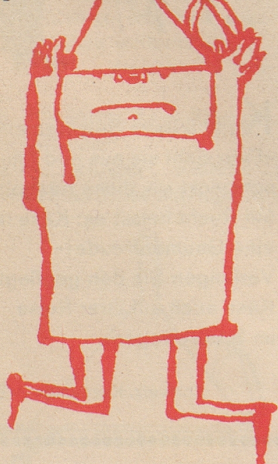
Weil ich allerdings spüre, daß Herr Dr. O. im Gegensatz zu mir ein Mann der juristischen Bildung, der Realität und der Praxis ist und weil ich ferner das Gefühl habe, er meine es absolut gut, zitiere ich noch eine andere Stelle seines Briefes. Sie betrifft den Vorteil des Rentensystemes:

«Da wo dringende Bedürfnisse vorliegen und nach menschlichem Ermessen Garantien bestehen, daß eine allfällige Kapitalabfindung segensreich wirken wird und nicht verloren ist, werden auch dem Rentensystem Kapitalabfindungen (Rentenauskaufe) bewilligt ... Aber zum bloßen Verpulvern des Geldes wird niemand, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, eine Rente auskaufen lassen.»

Zum Schluß heißt es in diesem Schreiben eines Juristen:

«Ich muß gestehen, daß mich ein kalter Schauer erfaßt hat, als ich den Artikel las ...»

Ich muß sagen, daß mir das leid tut. Respektive leid getan hätte. Aber nachdem auch mir ein gewisses Frösteln im Rückenmark nicht erspart blieb, als ich den Brief las,



verzichtete ich auf eine solche Kundgebung ...

Wobei ich bemerken muß, daß ich absolut davon überzeugt bin, Herr Dr. O. F. habe seinen Brief nach bestem Wissen und Gewissen geschrieben. Was nun allerdings nicht daran hindert, daß ich noch immer anderer Meinung bin, einer sehr laienhaften, unpraktischen und versicherungstechnischen bestimmt anfechtbaren Meinung, der zum Beispiel auch Herr Dr. med. F. M. in L. (l wie angenthal) ist, wenn er schreibt:

«Uf se mit Grien sagt man in unserer Gegend, wenn man von so üblem Gehabe hört, wie es offenbar in Marcinelle im Gange ist ... Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß es niemals in der Absicht der Spender lag, daß eine Rente geschaffen werde. Wer weiß heute, was in 20 Jahren die Frauen mit 2000 Fr. im Jahre noch kaufen können. Vielleicht eine Briefmarke, wie auch schon! Warum ums Himmels willen hat man die Hinterbliebenen nicht wählen lassen, ob sie eine Rente wollen oder eine einmalige Auszahlung?!»

Noch einfacher, schlichter und schöner sagt Fräulein H. Z. in Z. (z wie ürlich), was sie sich zu diesem Falle denkt:

«Schließlich kann man doch mit einem Geschenk machen, was man will! Man hätte die Leute ja beraten können, wie sie ihr Geld verwenden sollten!»

Das ist so einfach und so lapidar, daß ich nichts mehr beizufügen habe. Außer vielleicht die Ansicht, eine natürliche Rechtsauffassung sei manchmal wertvoller als eine juristische.

Und noch dieses:

Herzlichen Dank für die Briefe. Dank dem Fräulein in Zürich, dem Arzte in Langenthal und auch dem Juristen in Rüschtikon. Dank ihnen ist eine Diskussion in Gang gekommen, und Diskussionen erhalten frisch und jung und schützen damit vor vorzeitigem Empfang der AHV ...

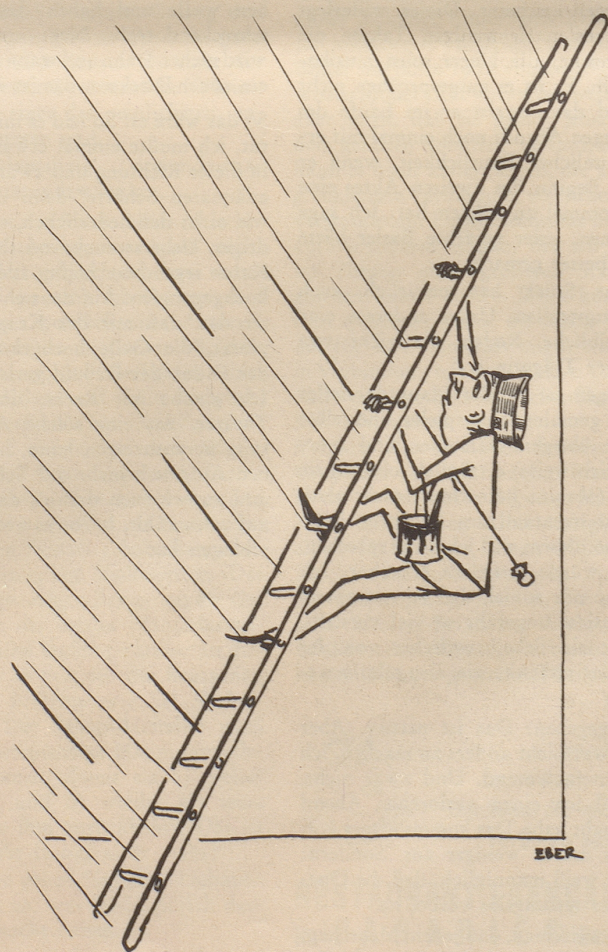
Womit wir schon wieder bei ungenügenden Renten wären ...

PS.

Es tut mir aufrichtig leid, daß ich Ungünstiges über eine Hilfsaktion sagen muß, während schon eine andere, größere, notwendig geworden ist, nämlich diejenige für die Helden von Ungarn. Tun Sie mir bitte den Gefallen und betrachten Sie diese Kritik als das, was sie sein will, als wohlgemeinte Warnung, den schönen Helferwillen der Schweizer nicht durch Ungeschicklichkeiten und Fehldispositionen zu schwächen ...



«... immerhin, Sie haben noch 2 Promille Blut im Alkohol!»



Der regscheue Maler